

2. Die christliche Liebe

Das Seelenleben. Die Person

Mit Aufkommen des Christentums sieht sich das Abendland an den Höhepunkten seiner Evolution und in den tiefen Krisen, die seine Wurzeln offenlegen, einem ungelösten Konflikt gegenüber, der auf zwei Seelen hindeutet. »Im Anfang war das Wort«, so heißt es im Johannesevangelium. Das Wort, der Logos der hellenischen Tradition. Aber im selben Buch wird weiter behauptet, dass Gott die Liebe ist, und wer liebt, ist in Gott und Gott in ihm. Die Liebe und der Logos werden Ihm zugeschrieben, der die Wahrheit, der Weg und das Leben ist: *la somma sapienza e il primo amore*.

Diese Reihe vermengter Behauptungen stellt eine skandalöse Beunruhigung für die hellenische Seele dar, die im Herzen unserer Kultur schlägt. Es fällt ihr, die aus Klarheit, Präzision und Harmonie gemacht ist, nicht leicht, sich an die Gleichstellung zweier so widersprüchlicher Begriffe zu gewöhnen. Ihre geometrische Architektur widerstrebt der überschäumenden Vitalität dieses neuen Geistes. Ob platonisch oder aristotelisch – für sie ist dieser Geist Orthopädie oder Hindernis.

In den Formeln der christlichen Liebe werden die Begriffe der klassischen Beziehung zwischen dem Liebestrieb und der von ihm angestrebten Perfektion buchstäblich verkehrt. Unter dem Banner der Caritas stellen sie der erotischen Dialektik die vollkommen neuen, in vielerlei Hinsicht gegensätzlichen Kriterien von Würde und Wert entgegen. Diese Umkehrung hat

Vorläufer in der griechisch-römischen Kultur – insbesondere in der Metaphysik der neuplatonischen Schulen –, wird aber vor dem Auftauchen des Christentums nicht gänzlich vollzogen.

Die christliche Liebe und die hellenische Liebe verfügen über einen gemeinsamen Ausgangspunkt. Beide stellen in der Welt und im Leben das dar, was das Leben lebenswert macht. Allein durch die Liebe lässt sich zum klaren Bewusstsein eines menschlichen Schicksals finden. Aber diese erhebende Funktion wird ganz unterschiedlich umgesetzt.

Die besagte grundsätzliche Übereinstimmung wird durch ihre gemeinsame Wurzel erklärt. Beide gehen von einem wesenhaften Dualismus aus, der schon den primitiven Vorstellungen von einem Schattenreich und einem Lichtreich entspricht, sowie der dringlichen Notwendigkeit, das Dunkel eines vergänglichen Lebens zu überwinden, um in einem höheren Leben das vollkommene Licht zu erlangen. Aus diesem Grund sind beide (sowie die nachfolgende Kultur, die auf ihren jeweiligen und wechselseitigen Verzweigungen beruht) durch eine völlige Korrelation der Themen von Liebe und Tod gekennzeichnet, und zwar derart, dass es schwierig ist, eine Geschichte über die Liebe zu finden, die nicht auf den Tod Bezug nimmt, oder ein Traktat über den Tod, das nicht auf irgendeine Weise die Liebesthematik streift.

Eine weitere Bedingung für die Liebe ist die höchste Existenz einer absoluten, umfassenden Wirklichkeit und der korrelative Abgrund des Nichts, das ständig damit droht, das Leben in einem Prozess reiner Zerstörung aufzulösen. Aber die Verbindung zwischen beiden, Leben und Tod, Fülle und Auflösung, Sein und Nichtsein, verändert sich tiefgreifend, und damit auch die Richtung des liebenden Strebens.

Dem griechisch-römischen Menschen gelingt es, in einer wirren, von geheimnisvollen Bezügen und untergründigen Einflüssen beherrschten Welt ein Reich der Objektivität und

der Vernunft zu errichten. Anhand der Klarheit des Wortes erlegt er der Wirklichkeit Bedingungen auf. Jedes Ding muss sein, was es ist, und auf unmissverständliche Weise muss sich sein unveränderliches Wesen abheben. Vermittels der Abgrenzung und Definition steckt jedes Sein das eigene Gebiet ab und erhält klare Umrisse. Die Dinge klären sich durch ihre jeweilige und gegenseitige Abgrenzung. Zahlen, Volumen, Flächen, Linien, Formen und Ideen umgrenzen die Wirklichkeiten, trennen und unterscheiden sie. Das Wesen der Äußerlichkeit liegt in der Unterscheidung, also dem Trennen und Gegenüberstellen der Dinge. Eine objektive Welt ist erklärtermaßen eine »äußere« Welt. Der Raum, die Geometrie, die Zahl, das Maß verwandeln die Welt in einen äußeren Bereich, in dem sich die Dinge abzeichnen. Im Hinblick auf diese Welt lebt der Mensch wie ein Ding unter Dingen, gesondert, definiert, begrenzt. Er ist das vornehmste der Dinge, die höchste der Formen, eine dynamische leuchtende Skulptur. Ihn zeichnet die Gabe aus, die Welt widerspiegeln zu können. Das ist die Funktion des Bewusstseins. Die Welt drückt sich darin ein wie die Buchstaben in ein blankes Wachstäfelchen. Das Bewusstsein tastet die Welt ab wie eine Hand, wirft sie wie ein Spiegel zurück. Daher die herausragende Funktion der Spekulation. Die edelste Beschäftigung des menschlichen Lebens besteht im Spekulieren – spiegeln –, im sorgfältigen Erfassen der Formen und Ideen, die die Dinge bestimmen, und im genauen Feststellen ihrer Umrisse und ihrer Melodie.

Mit dem Christentum wird eine Dimension der Wirklichkeit in die europäische Kultur eingeführt, die ihr zuvor fehlte. Was die Objektivität der Dinge betrifft, wird die Schöpferkraft des Geistes, die lebendige und greifbare Wirklichkeit des Seelenlebens offenbart und bestärkt. Der gewöhnliche Blick, der unvermittelt auf die Dinge geworfen wird, bricht plötzlich, richtet sich auf sich selbst und findet in der eigenen Innerlichkeit ein neues, mit ungeahnten Schätzen angefülltes Reich.

Zwischen die Welt der Dinge und die Tiefe meines persönlichen Mittelpunktes stellt sich eine Flut von Empfindungen, Gefühlen, Ideen, Begehren, Impulsen, Wünschen, Ängsten und Hoffnungen, Entschlüssen und Ratlosigkeiten, die den tiefen geheimnisvollen Bezirk meines Innern konstituieren. Der geistige Bereich mit seinen dunklen Galerien und lichten Hinterzimmern wirft seine Unruhe auf das Gesicht der Welt. Die alte geometrische Architektur gerät ins Wanken, die Schnittlinien wellen sich, die Flächen überlappen sich und schwimmen auf, die Körper verlieren ihre statische Schwere. Alles verbindet und organisiert sich in einem lebendigen Dynamismus. Die Qualitäten und Zahlen, die Formen und Ideen werden zum Ziel der geistigen Tätigkeit. Die Verstandeswärme bringt ihre geometrischen Konturen zum Schmelzen, wie das Feuer die materiellen Formen. Wachs oder Eisen, die Dinge der Welt verlieren ihre eigentümliche Beschaffenheit und werden zur formbaren Materie der Geistesarbeit. Im wörtlichen Sinne der lateinischen Etymologie wird die Wirklichkeit der »Objektivität« – Projektion – immer ähnlicher. Der Verstand wirft die leuchtende Klarheit der Ideen voraus und schafft eine Welt, die Objektivität ist, eine Schöpfung der Subjektivität.

In der Wirklichkeit der Außenwelt konkretisieren und behaupten sich die Dinge durch ihre gegenseitige Abgrenzung. Je abgegrenzter, desto besser definiert sind sie. Daher die typisch hellenische Auffassung von der negativen Unendlichkeit. Dazu kommt es durch die Aufhebung der Grenzen. Das Unendliche ist das Unbestimmte. Ein Seiendes, das allmählich seine konkrete Begrenztheit aufgibt, verringert das Volumen des eigenen Seins und verliert sich allmählich in der Vielheit des Nichts. Desgleichen lösen sich die Generationen im Abgrund der Zeit auf und die Formen in der Leere des Raums. Nur der Logos unterteilt und bestimmt und errichtet über dem düsteren Chaos die Gestalt des Seins. Jede Art von Vollkommenheit

ist endlich. Die Begrenzung ist ein Quell der Fülle und Vollkommenheit.

Mit dem Erscheinen des Geistes ändern sich die Dinge auf grundlegende Weise. Der Geist definiert und begrenzt. Das ist eine seiner Haupttätigkeiten. Aber sein Bereich ist definitionsgemäß unbegrenzt. Nur metaphorisch lässt er sich als ein Bereich oder eine Wohnung beschreiben. Streng genommen ist seine Wirklichkeit nicht mit räumlichen Kategorien zu messen. Seine Fülle ist grenzenlos. Im Reich des Geistes ist nur das Unendliche vollkommen.

Der verschlossenen Wirklichkeit der Außenwelt stellt er eine offene Wirklichkeit, eine unendliche Fülle entgegen. Gegenüber der negativen Unendlichkeit vertritt er in der aktuellen Unendlichkeit die einzig perfekte und deshalb unsagbare Wirklichkeit. Der Geist besitzt das Wort. Aber er geht darüber hinaus. Er ist Quelle des Logos, lässt sich aber von diesem nicht fassen. Was die geistige Wirklichkeit betrifft, bedeutet das Sichbeschränken ein Sichverlieren. Dem Geist Grenzen zu setzen, heißt, ihn in die Formen der Materie zu zwingen, ihn einzuengen und zu beschneiden. Nur im Unendlichen kommt er zur vollen Geltung. In seinem Reich »ist jede Bestimmung eine Verneinung« (Spinoza). Das griechische Universum – Zahl und Maß, Ideen und Formen, geistiges Wort – beschränkt sich darauf, ein Werkzeug im Dienste der geistigen Fülle zu sein.

Und nicht nur das. Die objektive Struktur der Vernunft ist grundsätzlich unpersönlich. Der Fortschritt der dialektischen Bewegung geht vom Subjektiven zum Objektiven, vom Individuellen und Möglichen zum Universellen und Notwendigen. Die lebenden Individuen sind nichts anderes als beispielhafte Einzelfälle und Beispiele für allgemeine Gesetze, die ihrerseits von weiter reichenden Gesetzen abhängen und damit letztendlich von den höchsten Kategorien der Vernunft. In einer Welt äußerlicher »Dinge« wird uns die Vollkommenheit von außen

zugeführt, von den Grenzen, die wir uns setzen, von den Ideen, die wir anstreben. Die *Arete*, die höchste Tugend, lässt sich nur erlangen, wenn man sich einem Vollkommenheitsideal verschreibt, das jenseits des menschlichen Lebens liegt. Der Mensch im Kleinen ist nichts anderes als der Abglanz des Menschen im Großen: das Individuum im Staat (Platon).

Mit Blick auf die objektive Universalität der Ideen ist der Geist individuell und persönlich. Der Weg zur Vollendung findet sich schon nicht mehr in einem dialektischen Aufstieg zu einer immer höheren Universalität, sondern in der inneren Fülle und Besinnung. Die Geistestätigkeit kann dazu beitragen, aber sie ist nicht damit gleichzusetzen. Das Leben des Einzelnen ist weder ein Sonderfall noch ein Beispiel, sondern eine originelle irreduzible Gabe, ein unveräußerlicher Schatz mit eigenem Wert. Die Tugend besteht nicht in der Selbstbegrenzung, sondern in der Selbstbereicherung. Das Leben wird nicht durch seine Hingabe an unpersönliche Werte erhöht, sondern durch die bedingungslose Hingabe an Personen. Die Person ist kein Reflex einer überpersönlichen Entität, noch das Individuum ein Spiegel der Gemeinschaft. Es gibt keinen anderen Menschen als den individuellen Menschen. Die Person ist die höchste Hierarchie. Jenseits der Geistesgemeinschaft steht nur noch Gott als die höchste Person.

Zwischen den göttlichen Geist und den menschlichen Geist stellt sich die Wirklichkeit der Welt. Die Welt in ihrer Gesamtheit, ihrem zeitlichen Fließen und ihren ewigen Formen ist nichts anderes als die Darstellung und der Ausdruck Gottes. Es gibt keine im eigentlichen Sinne autonome und unabhängige Natur. Die Wirklichkeit ist ein transitorischer Augenblick zwischen zwei vollkommenen Polen. Der Ewigkeit entsprungen kehrt sie zur Ewigkeit zurück. In der Welt und durch die Welt offenbart sich Gott dem Menschen. Die Welt ist ein Buch voller Geheimnisse, aber auch erfüllt vom Wort Gottes. Es obliegt dem Menschen, das Geheimnis der Welt zu

lüften, um darin das leuchtende Wort zu finden. Das Buch muss wie eine Welt gedeutet werden und die Welt wie ein Buch, damit der intelligible Sinn beider offengelegt werden kann. Gemäß der platonischen Tradition ist Gott Logos, Rede, Vision, leuchtendes Wort. »Im Anfang war das Wort und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort. Dasselbe war im Anfang bei Gott. Alle Dinge sind durch dasselbe geworden, und ohne dasselbe ist nichts gemacht, was gemacht ist. In ihm war das Leben, und das Leben war das Licht der Menschen. Und das Licht erscheint in der Finsternis und die Finsternis hat es nicht ergriffen.« Der grundsätzliche Dualismus zwischen Licht und Finsternis, der Fülle des Seins und dem Abgrund des Nichts, wird hier fortgesetzt. »Und das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns.« Gott ist im Menschen und das Licht in der Finsternis. »Und wir sahen seine Herrlichkeit als die Herrlichkeit des eingeborenen Sohnes vom Vater.«

Gott kommt auf die Welt herunter. Die Welt selbst steigt nicht zu Gott hinauf, das kann sie nicht. Allein die göttliche Gnade erlöst und erhöht die Welt. Durch den Geist der Liebe ist das Wort in der Wirklichkeit Fleisch geworden, hört auf, eine unpersönliche Idee zu sein und wird zu pulsierendem Leben – »der Weg und das Leben« –, nicht erst in der jenseitigen Welt, sondern schon in dieser. Aus Liebe kommt Gott auf die Welt und aus Liebe kommt die Welt zu Gott. Dieses Leben – »sterbendes Leben oder lebendes Sterben« – hat an der Ewigkeit teil (Augustinus).

Das Wort hat nur Sinn, wenn es ein Wort der Liebe ist. Gott ist die Liebe und aus dem Überfluss seiner Liebe schöpft, erlöst und bewahrt er die Welt in der Ganzheit ihres Seins. Aufgrund der göttlichen – geistigen und persönlichen – Fülle und aus seiner freien Entscheidung heraus ist der kosmische Prozess das Produkt einer Reihe freier, göttlicher und menschlicher Beschlüsse, entsteht und entwickelt sich, steigt oder fällt mit dem unaufhörlichen Kampf zwischen der schöpferischen

Kraft der Liebe und der zerstörerischen Kraft des Hasses. Die Schöpfung der Welt ist wie die dichterische Schöpfung frei und persönlich. Gott offenbart sich in ihr vermöge seines freien Willens. Der Fall des Menschen ist eine persönliche und freie Handlung, genau wie die Fleischwerdung des Wortes, die Erlösung des Menschen und die Rettung der Welt. Gleiches gilt für die Annahme der Gnade oder die irreduzible Rebellion, anhand derer der Mensch und die Welt sich retten oder untergehen.

Gott ist alles in allen

Die platonisch-aristotelische Kosmologie wird in ihren Grundfesten erschüttert. In ihr war die Evolution der Welt von unten nach oben in einem Prozess verlaufen, der vom Vielfachen zum Einen, vom Unbestimmten zum Bestimmten, vom Unendlichen zum Endlichen, vom Nichtsein zum Sein verlief. In Wahrheit nimmt schon die neuplatonische Philosophie wesentliche Änderungen an dieser dialektischen Ordnung vor. Ein Teil der primären Einheit und die Vielheit der Dinge sind das Ergebnis ihrer Tätigkeit. Die Einheit wird durch einen Prozess der Teilung und Diversifizierung aufgelöst und verliert sich allmählich in der negativen Unendlichkeit von Raum und Zeit. Durch einen umgekehrten Prozess sukzessiver Reintegration kehrt die Welt zu ihrem Ursprung zurück und mischt sich erneut unter die Einheit des Absoluten. Daher der profunde Einfluss der neuplatonischen Dialektik auf die Theologie und die Geschichte des Christentums. Aber zwischen beiden besteht ein grundlegender Unterschied: Die neuplatonische Dialektik ist ein natürlicher unpersönlicher Prozess, der logischen und ontologischen, universellen und notwendigen Gesetzen unterworfen ist. Die Genese der christlichen Welt ist eine übernatürliche persönliche Geschichte, ein dramatisches

Schicksal, das sich im Reich des Geistes und dank der freien schöpferischen Macht der Liebe vollzieht.

Der geheimnisvolle unsichtbare *Deus absconditus* enthüllt sich in der Person des Sohnes, des Schöpferwortes. Im göttlichen Logos befinden sich implizit die Kategorien, Ideen und Formen, die Gattungen und Arten, das Saatgut der Welt. Durch Einwirkung des Geistes tritt das Unausgedrückte des Logos zutage. Die unendliche Mannigfaltigkeit des Kosmos wird sichtbar. Die Ideen und Formen, die Gattungen und Arten entfalten sich im Lauf des zeitlichen Universums. Schließlich kehrt die Welt zu ihrer ursprünglichen Quelle zurück, »zu ihrem ersten erleuchteten Ursprung«, sie reintegriert und rettet sich durch ihre Heimkehr zur Einheit. »Gott ist der Anfang, die Mitte und das Ende.«

Gott ist allwesend und alles ist Offenbarung und Abbild Gottes, Ausdruck seines fruchtbaren Wortes. Da ohne Gott nichts von dem Seienden wäre, liegt im Seienden Gott vor. »Gott erfüllt Himmel und Erde, unermüdlich lenkt und fasst er in sich alles. Er ist nicht zerstreut in der Welt, noch verschlossen an einem Ort, sondern alles in allem und alles in sich und überall. Alles im Himmel, alles auf Erden und im Himmel und auf Erden alles« (Augustinus). »Gott ist alles in allen« (Paulus).

Doch bedeutet das nicht das Verschwinden der heterogenen Vielheit im Schoß der ungeteilten Einheit, noch die Auflösung der unendlichen Fülle der Dinge. Auch die dem Pantheismus am nächsten stehenden Deutungen sprechen nicht von einem Auflösungsprozess, sondern von einer Verfestigung und Rettung. Die von der Einheit Gottes abgekehrte Welt löst sich in der Vielheit der Dinge und im negativen Unendlichen auf, zerschlägt sich in lose Bruchstücke und versinkt im Chaos. Das ist das Sein des Nichtseins von dem Platon spricht. Aber das reine Sein, eins und ungeteilt, ohne Eigenschaften noch Bestimmung, wäre seinerseits ebenfalls die reine Leere. Das

Sein verringert sich auf das Nichtsein und das Nichtsein auf das Sein (Hegel). Der Prozess der Wiedereingliederung in Gott ist ein Prozess der »Vergöttlichung«. Das geschmolzene Eisen scheint sich in Feuer zu verwandeln. Die erleuchtete Luft vermischt sich mit der Durchsichtigkeit des Lichtes. Nichtsdestotrotz bleibt das Eisen Eisen und die Luft Luft. Durch die Eingliederung in Gott hält die Welt in ihrem Auflösungsprozess inne, kehrt zu ihrem Mittelpunkt zurück, findet ihren Sinn wieder, verbindet sich mit der Einheit, ist in ihr und durch sie, wird gesund und gewinnt Selbstvertrauen und Rückhalt in einer Liebesgemeinschaft.

Es ist nicht schwer, in diesem kurzen Abriss die klare Manifestation des dialektischen und historischen Denkens zu erkennen, das seit dem Christentum im Abendland vorherrscht. Die griechisch-römische Welt ist im Wesentlichen statisch. Jede Bewegung zielt auf den Kreislauf ab und damit auf die unerschütterliche Ruhe. Daher die Idee der ewigen Wiederkehr, die der Unbewegtheit am nächsten kommt. Das alte Denken kennt keine Geschichte im eigentlichen Sinne. Die vom Christentum eingeführte, historische Dialektik fügt dem kosmischen Prozess das bei, was nicht rückgängig oder wiedergutmachen ist. Der Mensch und die Dinge scheitern oder retten sich ein für alle Mal und für die ganze Ewigkeit. Neben dem Prinzip der Identität und des Widerspruchs errichtet die Logik der Liebe die Wirklichkeit einer auf der Identität der Gegensätze basierenden Welt. Die Ewigkeit enthüllt sich in der Zeit und die Zeit hat teil an der Ewigkeit. Selbst die einfachsten Wesen – die Felddilie, der Grashalm – sind Gottes Geschöpfe und retten sich in Gott.

Bei diesem grandiosen Prozess, der von Gott zur Welt und von der Welt zu Gott verläuft, kommt dem Erscheinen des Menschen eine besondere Rolle zu. Der menschliche Geist läutet die Heilsgeschichte der Welt ein und ermöglicht die Rückkehr und Wiedereingliederung. Darin liegt das Geheimnis sei-

ner Natur, sein Elend und seine Größe. Der Mensch ist aus Lehm und Staub gemacht, aber sein Geist ist vom Odem Gottes erfüllt. Als Abbild Gottes spiegelt sein Verstand das Wort. Im voradamischen Zustand lernt der Mensch Gott kennen und alle Hierarchien, die die Welt an ihren höchsten Schöpfer binden. Im menschlichen Geist spiegelt sich alles. Da er vom schöpferischen Logos erfüllt ist, besitzt er virtuell die Welt. Die Ideen und die Formen, die Rangordnung der Gattungen und Arten – Rückgrat des Kosmos – finden sich in der menschlichen Vernunft vorgebildet. Der Kosmos spiegelt sich im Mikrokosmos, und da der menschliche Geist den Kosmos virtuell in sich trägt, hängt die Rettung der Welt von der Rettung des Menschen ab. Gott braucht den Menschen. Der menschliche Geist ist für Gott unverzichtbar.

Aber durch die Sünde verliert der Mensch die Geistigkeit und wird zum Tier. Der Hochmut entfernt und löst ihn von der Geistesgemeinschaft und dem Licht des Wortes. Er fällt in die Vielheit der Welt und in die negative Unendlichkeit, in welcher er durch die Zeugung, die Fortpflanzung und den Tod im Nichts versinkt. Mit Verschwinden des Mittlers – des *Anthropos* der dionysischen Tradition – im und durch den Menschen geht die Welt für Gott verloren.

Die Tragödie des Menschen und der Welt – die Tragödie Gottes – ist dem Geheimnis des Werdens und der göttlichen Offenbarung wesenhaft. Um die Welt zu retten, wird Gott Mensch, kehrt das Wort auf die Welt zurück, der Geist geht auf den Menschen nieder und mit dem Geist die Möglichkeit der Rettung. Das Drama der Passion verwandelt den Tod in Auferstehung. Alles hängt nun vom Menschen ab, seinem freien Entschluss, die Gnade anzunehmen oder abzulehnen. Wenn er sie dankbar annimmt, rettet er seine Seele und mit ihr die Welt. Wenn er sie hochmütig ausschlägt, entfernt er sich von Gott und scheitert unweigerlich. Und mit ihm scheitert die Welt.

Wenn die Zeit reif ist, kehrt das ganze Universum, das Gott entsprungen ist, zu Gott zurück. Genau wie es vor der Schöpfung nichts außerhalb von Gott gab, so bleibt am Ende der Dinge auch nichts außerhalb von ihm. Mit dem Verschwinden der Materie, mit der Vergeistigung des Körpers und der Verwandlung der Welt kehrt alles zum Geist und Wort zurück. Durch die Kommunion der Geister geht das Vielfache im Einen auf. Die Vielheit der Personen verhält in ihrem verrinnenden Lauf und heftet sich an den eigenen, persönlichen Mittelpunkt. Die durch den Geist und Logos im Menschen vorliegende Welt kehrt zum Vater zurück. Das menschliche Leben hat gewissermaßen teil am göttlichen Leben. »Wir sind Götter«, sagt Paulus. Die persönliche Beziehung zwischen Mensch und Gott vollzieht sich schon im diesseitigen Leben vermittelt der militanten Teilhabe des Geistes an der Geschichte und im umfassenden Sinne in der glorreichen Gottesstadt am Ende aller Zeiten.

Rettung durch Gnade

Gott ist weiterhin Logos. »Im Anfang war das Wort.« Aber so wie zuvor die Liebe die Funktion des Logos war, stehen jetzt der Sinn und sogar die Existenz selbst des Logos in enger Abhängigkeit zum Sinn der Liebe. Das Evangelium nach Johannes bestätigt es: »Gott ist die Liebe.« Er besitzt also nicht nur die Liebe. Die Liebe gehört nicht einfach zu seinen mehr oder weniger essenziellen Besitztümern, sondern sie ist eins mit seinem lichten Wesen.

Damit kann die Liebe schon nicht mehr ein Kind der Armut und des Reichtums sein. Nichts hat sie mehr gemein mit der Bedürftigkeit noch dem Gewinndenken. Sie ist ganz und gar Reichtum, der einzige wirkliche und wahrhaftige Reichtum. Als alleinige Tochter der Fülle und des Überflusses ver-

körpert sie die höchste Fülle. Sie ist kein Dämon. Sie ist das Wesen Gottes.

Daraus folgt, dass sich die Liebe im eigentlichen Sinn nur bei Gott findet. Gott ist der Quell aller Liebe. Aufgrund der Gottesliebe sind die Dinge, was sie sind, und haben teil an der Liebesgemeinschaft. Die gesamte Schöpfung ist ein Werk der Gottesliebe. Gott schafft die Welt, weil seine eigene Existenz ihrer bedarf. Die höchste Fülle erschafft aus dem eigenen Überfluss die ganze Wirklichkeit. Der plethorische Geist vergießt sich, und damit schafft er die Welt und erhält sie. »Durch Gottes Gnade bin ich, was ich bin« (Augustinus). Wenn mir der göttliche Beistand fehlt, breche ich zusammen.

Schon ist Gott nicht mehr das Denken, das gedacht wird, der unbewegte und gleichmütige Beweger, sondern geistige Fülle, lebendige und persönliche Kraft. Der Geist ist Liebe und die Liebe ist Leben, höchstes, schöpferisches Leben.

Die Menschenliebe – das liebende Bewusstsein in allen seinen Formen – ist allein durch die Gnade möglich, die Gott dem Menschen durch seine Liebe schenkt. Man wird nicht durch eine Bemühung würdig, noch ist das Würdigsein das Ergebnis eines unendlichen Strebens; es ist die Frucht des Gebetes. Die Würde lässt sich nicht in einer bemühten Haltung eringen, sondern in einer knienden Stellung. Auch ist sie nicht die Befähigung zu erobern, sondern das Befähigtsein zu empfangen und zu erkennen. Die Gnade wird über uns ausgeschüttet. Sie ist eine unverdiente Gabe. Man muss fähig sein, sie zu empfangen.

Alles, was ich bin, habe ich empfangen. Alles, was ich gebe, wurde mir zuvor gegeben. Vermöge der Liebe dringt Gott in das persönliche Gewissen ein und wird in der Tiefe des Geistes gegenwärtig. Die Gnade verwandelt sich in die Pflicht, dankbar zu sein. Der beunruhigende und widersinnige, in die Pforte der Hölle gemeißelte Spruch Dantes wird auf diese Weise verständlich: Entstanden durch »die Allmacht Gottes,

die höchste Weisheit und die erste Liebe« ist die Hölle das Ergebnis der göttlichen Liebe. Wenn der Mensch aus Hochmut nach Unabhängigkeit strebt, fällt er aus der Gnade heraus und verliert sich im Nichts.

Die Liebe hört auf, eine aufsteigende Macht zu sein, also der Aufstieg von den niederen Stufen des Seienden zu den obersten. Die Skala der platonischen Liebe ist im Wesentlichen aufsteigend. Die geistige Fülle, die die christliche Liebe voraussetzt, strebt nach nichts und gibt nichts vor. Sie ist fast immer, in der einen oder anderen Form, Abstieg. Sie gibt sich einfach aus und allein aus diesem Grund erfüllt und verklärt sie, was immer sie berührt. »Wes das Herz voll, des geht der Mund über.« Aus Liebe wird Gott zum Schöpfer. Aus Liebe steigt er auf die Erde nieder und wird zum Menschen unter Menschen, zum Armen unter Armen, und lässt sich ans Kreuz nageln.

In der Tragödie des Gottessohnes, der ein Mensch aus Fleisch und Blut wird, findet der rettende und erlösende Sinn der christlichen Liebe seine sublimste Darstellung. Der Gott-Mensch ist für die Menschen ein Stein des Anstoßes, und das ist er, eben weil er seine Liebe über die einfachen Geschöpfe ausgießt – die Kinder, die Schwachen, die Sünder, die Armen im Geiste, die Hungrigen, die Durstigen ... Aus Liebe steigt er herab auf das, was am ehesten zu scheitern droht, und errettet es allein durch seine Gegenwart.

Das hat nichts mit einem Werteverfall zu tun, wie Nietzsche glaubte, noch mit einer weinerlichen Degradierung, die in die Lebensmitte ein klägliches dekadentes Ideal stellt. Es bedeutet vielmehr genau das Gegenteil. Das Christentum ist kein vager Sentimentalismus. Gerade den verurteilt es. Die Schriften der Evangelisten verströmen Freude, Heiterkeit, Jubel und Unbeschwertheit. Selbst die Tragödie der Passion wird durch eine glorreiche Auferstehung gekrönt. Die Liebe richtet sich nicht ausschließlich auf die niedrigen Dinge, und selbst wenn sie es tut, wertet sie diese nicht als solche, noch macht sie da-

raus ein Ideal. Sie ist kein Verfall und keine Zerstörung der Werte. Die Liebe ist aus sich selbst heraus der höchste Wert und die Fülle des Seins. Nur ein plethorischer Geist, mit Gnade und Wahrheit erfüllt, ist dazu befähigt, sich rückhaltlos hinzugeben und seine erlösende Gnade ohne Unterschied auf das Niedrige und das Hohe, das Reiche und das Arme, das Bescheidene und das Hochmütige auszuschütten. Hoch und Niedrig, alles rettet sich durch die Gegenwart der Liebe. Die Liebe macht aus dem Mangel eine Fülle, aus der Erniedrigung eine Erlösung.

Auf diese Art werden Mitleid und Barmherzigkeit möglich und notwendig. Ihre Würde erklärt sich nur durch eine Welt, in der das geistige Reich die treibende Kraft ist und in der die Natur nichts anderes als eine im Meer des Übernatürlichen versunkene Insel darstellt. Der unermessliche Logos steigt auf die Dunkelheit herab und erhellt sie durch die Macht der Liebe. Der ganze Sinn und die ganze Würde der Naturdinge ist Widerschein der Gnade. Wer die Gnade besitzt, schenkt sie weiter in dem Maß, in dem er sie empfangen hat.

Und indem er so handelt, gehorcht er eigentlich nur einer Notwendigkeit seiner eigenen Existenz. Die Rettung erfolgt nicht durch die progressive Anhäufung von Reichtümern. Der Geist und die Gnade werden uns auf einmal übertragen. Sobald wir uns in ihrem Besitz sehen und der Bereich der Innerlichkeit ausgefüllt ist, wird unser restloses Überfließen und Hingeben zu einem natürlichen Bedürfnis. Darin liegt keine Berechnung noch irgendein utilitaristischer Vorsatz. Wer lebt, entlebt sich. Wer in Gnade steht, gibt aus Gnade und mit Gnade, ohne im Geben zu verlangen, noch an die Folgen seiner Gabe zu denken. »Wer das Leben sucht, wird es verlieren. Wer auf sein Leben aus Liebe verzichtet, wird es erlangen.« Wer wenig besitzt, wuchert mit dem Wenigen. Der geistige Reichtum ist verschwenderisch mit seinen Reichtümern. In seiner freien Spontaneität spiegelt sich eine herrliche Unbe-

kummertheit um die Zwecke. »Suche das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit.« Der Rest wird ihm dazugegeben. Die Liebe ist es, die uns Gott näherbringt und an seinem schöpferischen Wesen teilhaben lässt.

Es ist ein Irrtum, im Christentum den Anstoß für die asketische Haltung zu suchen, die, weil sie ein Leben in einer anderen Welt predigt, das Diesseits flieht und verneint. Die Rettung durch die Flucht, sogar in den christlichen Formen, findet ihren Ausgangspunkt in den dualistischen Auffassungen von Tag und Nacht, die den primitiven Religionen eigen sind, sowie in einer gewissen Auslegung des platonisch-erotischen Deliriums. Tatsächlich sucht der zur Religion erhobene platonische Idealismus die Welt der flüchtigen Erscheinungen zu überwinden und die Region der ewigen Ideen zu ersteigen, wo – vielleicht zusammen mit der Zeitlichkeit – die Persönlichkeit verlorengeht. Allein der Tod ist imstande, das leuchtende Geheimnis zu lüften. In der christlichen Tradition wird die Rettung schon in dieser Welt möglich, durch Gottes Liebe zur Welt und seine persönliche Gegenwart in ihr. Das irdische Leben wird geheiligt und verwandelt. Der »eigene Tod« ist nichts anderes als der Beginn eines neuen Lebens, einer neuen Art Leben, die schon aus diesem Leben ein anderes macht. Der Mensch heiligt sich in der Gemeinschaft mit den Menschen allein schon dadurch, dass er die höchsten Gebote der Nächstenliebe und der Liebe zu Gott erfüllt. In der geistigen Gemeinschaft taucht die Idee des Nächsten und der Mannigfaltigkeit der Geister auf, die, weil Kinder Gottes, alle gleichermaßen würdig sind. Das ganze Leben wird geheiligt. Die Offenbarung des leuchtenden Geheimnisses verlangt schon nicht mehr den Tod. Es enthüllt sich ganz und gar im Leben durch Gottes Gegenwart in den Kreaturen.

Die höchste Tugend der Griechen – die *Arete* – ist in Wirklichkeit Hochmut, Selbstliebe, das unstillbare Streben nach Ehre und um der Ehre willen Tod. Jeder rettet sich, wenn

möglich, durch die Sublimierung des Lebens und das Streben nach dem unpersönlichen Licht. In der rein asketischen Haltung liegt noch ein Rest von diesem abgesonderten, zutiefst hochmütigen Leben. Gegenüber dieser ritterlichen Verachtung des Lebens und der Gemeinschaft zeichnet sich das Christentum und seine kniende Haltung durch einen grenzenlosen Respekt und eine tiefe Ehrfurcht aus. Alles verdient Liebe und zwar einzig und allein, weil es existiert. Symbol dieser Haltung ist der »Bruder Wolf« des hl. Franziskus und die kindliche Freude des ganzen franziskanischen Lebens. Der Sinn des Lebens findet sich nicht in einem andauernden Fortschritt, noch in der Besitzvermehrung durch »äußere«, materielle oder ideelle Güter. In jedem Augenblick des individuellen oder kollektiven Lebens ist es möglich, die Fülle und Vollendung zu erlangen. Um sie zu erreichen, ist es nicht notwendig, eine hohe Stellung innezuhaben. Der Geringste vermag das Größte zu vollbringen. Der Eingebildetste kann in Ungnade fallen. Das Niedrigste wird zum Höchsten. Dazu reicht es, in der Gemeinschaft von Geist und Liebe zu stehen. Die einzige Sünde – die Sünde gegen den Geist – ist der Hochmut, also die Sünde, sich selbst zu genügen, und damit freiwillig fern von der Gnade und der Gemeinschaft Gottes zu leben.

Aus dem Gesagten folgt, dass die Erlösung immer rigoros persönlich ist und von der Befähigung zur Demut und Barmherzigkeit abhängt. Die pagane Liebe sucht die Rettung in den Ideen, in den unpersönlichen Strukturen der Vernunft, die das Richtmaß bilden. Die christliche Liebe ist unmittelbar auf das Zentrum der konkreten Person gerichtet. Die Ideen verwandeln sich in den Inhalt des göttlichen Geistes und ihre Existenz ist bedingt durch das Denken, das sie denkt. Außerhalb der persönlichen – göttlichen und menschlichen – Subjektivität und der Gemeinschaft der Geister verschwindet die Wirklichkeit. Die Person rückt ins Zentrum und wird zur Achse der Welt. Die Innerlichkeit wird zum Tabernakel. Alles hängt von ihr

ab. Außerhalb der persönlichen Erfahrung gibt es keinen Sinn. Die Welt des ständigen Strebens nach immer höheren und reineren Sphären wird durch eine Welt ersetzt, in der sich die Wesen in Liebe verbinden und in der Einheit einer höchsten Gemeinschaft zueinanderfinden.

Zwischen Liebe und Logos

Denn das vom Christentum ins Abendland eingeführte neue Leben erzählt uns Dinge, »die von den Ohren und Augen der Menschen nicht gehört noch gesehen werden können, geheimnisvolle Dinge, die jenen vorbehalten sind, die Gott lieben« (Paulus).

Ein großes Geheimnis stiftet eine heillose Verwirrung. Ein neues oder erneuertes Leben gibt den Worten neuen Sinn und verwandelt grundlegend die Bedeutung der Liebe. »Du warst in mir, ich aber suchte dich draußen. Und aufgrund meiner abstoßenden Hässlichkeit wandte ich mich den schönen Dingen zu, die deine Schöpfung sind. Du warst bei mir und ich war nicht bei dir« (Augustinus). Gott ist in mir. Deshalb ist durch Gott alles in mir. Nur ich bin außer mir, kenne mich nicht und verirre mich, wenn ich mich direkt den Dingen hingebe, fern von Gott.

Daher kommt keiner »der Körper, das Firmament, die Gestirne, die Erde und ihre Reiche an die kleinsten der Geister heran, denn diese kennen alles Übrige und sich selbst, die Körper nichts.« »Die Gesamtheit der Körper und die Gesamtheit der Geister und all ihr Tun wiegen nicht die Aktion der Barmherzigkeit auf. Die nämlich gehört einer unendlich höheren Ordnung an« (Pascal).

Damit werden die Horizonte und Perspektiven der abendländischen Kultur für immer verschoben. Die »objektiven« Fragen werden zu »persönlichen« Fragen. Der Dialog wird

durch die Kommunion ersetzt. Und jede wahrhaftige Läuterung ist vertrauliche Mitteilung oder Beichte.

Das neue Leben findet erst spät seine angemessene philosophische Formulierung. Man könnte sogar sagen, dass es sie bis heute noch nicht gefunden hat. Die Strukturen der alten Metaphysik, die ihm einen rationalen Sinn verschaffen sollen, scheitern bei ihrem Vorhaben. Es ist nicht leicht, das Prinzip vom Gott der Liebe aufrechtzuerhalten, ohne wesentliche Änderungen am hellenischen Logos vorzunehmen. Augustinus und andere Kirchenväter haben es versucht. Auf sie geht größtenteils das Schema zurück, das wir gerade aufgezeichnet haben. Das Gebäude wankt in seinen Grundfesten. Noch schwieriger ist es, anhand der Charakteristika des griechisch-römischen Eros die Liebe der Evangelien – die Caritas – zu deuten. Es verursacht unüberwindliche Schwierigkeiten, den unbewegten Beweger in die christliche Metaphysik einzugliedern. Ruhe und Gleichmut sind das genaue Gegenteil von Liebe.

In gewissem Sinne läuft jeder Versuch, die Liebe zu beweisen, unweigerlich auf ihre Zerstörung hinaus. Die Existenz Gottes zu »beweisen«, heißt, Gott in gerade dem Punkt auszulöschen, der sein Wesen ausmacht. Deshalb behauptet die christliche Metaphysik sehr folgerichtig, dass ohne den Glauben, der auf der Gnade gründet – also dem vorausgehenden Besitz der Liebe –, der Logos nicht tätig werden kann. Die Liebe geht dem Logos voran. Die Wissenschaft setzt den Glauben voraus.

Die Dialektik des erneuerten Geistes gerät pausenlos in Widerstreit zu den Auffassungen der alten begrifflichen Logik. Die Logik – das Wort – tötet den Geist, und der Geist zerreißt die engen Maschen des Gesetzes. Rationalismus und Mystik sind Widersacher und verneinen sich gegenseitig. Nur selten und sporadisch kommt es zu einer scheinbaren Überwindung. Mit Beginn der Neuzeit erreicht der Gegensatz seinen Höhe-

punkt und wird sich seiner selbst vollends bewusst. Von da an wird es immer dringlicher, zur Formulierung einer einheitlichen, kohärenten Interpretation zu gelangen.

Bevor es dazu kommen kann, müssen zunächst genau, und sogar übertrieben genau, die Konfliktpunkte umrissen werden, und es muss geklärt werden, inwiefern dieselben Begriffe in der einen und anderen Welt vollständig verschiedene Dinge bezeichnen. Es muss vermieden werden, einer oberflächlichen Wortinterpretation anheimzufallen. Vielleicht lässt sich schematisch sagen, dass die Alten die Dinge von außen betrachteten. Die Modernen, also die Christen, betrachteten sie von innen. Für die Alten handelte es sich um »Dinge« und Beziehungen zwischen »Dingen«; für die Modernen um »Personen« und Beziehungen zwischen »Personen«. Von außen betrachtet scheinen die Dinge eindeutig, abgegrenzt, strahlend. Von innen besehen geheimnisvoll und verworren, dunkel und zugleich blendend. Das ist der Unterschied zwischen einem »oberflächlichen« Blick und einem tiefgehenden Blick. Die alte Welt besteht aus Umrissen, Flächen, Linien und Körpern. Die moderne Welt ist eine Gemeinschaft personaler Wesen.